

Schule der Realitätsbewältigung

Ute Andresens Alltagsmodell vom Leben und Lernen in der Schule

Wer vorankommen will, muß kleine Schritte tun. Er muß freilich wissen, wo er hinwill, aber er muß vor allen Dingen gehen. Die Schule verändern – an hochfliegenden theoretischen Entwürfen fehlt es nicht und vor allem nicht an kritischen Jeremiaden über die Misere der Schulwirklichkeit. Mangel herrscht an ganz konkreten Impulsen für die gelebte Praxis. Hier liegt die Bedeutung der Bücher der Münchner Grundschullehrerin Ute Andresen. Ihren Unterrichtsmodellen „Das erste Schuljahr“, erschienen 1973 bei Klett in Stuttgart, ist jetzt ein Band „Das zweite Schuljahr“ gefolgt (bei Urban & Schwarzenberg, 176 Seiten, 26,- DM), und beide Male geht es, dem Titel zum Trotz, durchaus um mehr als um Lernziele und Didaktik einer bestimmten Altersstufe. Es geht, ganz ohne revolutionären Anspruch und idealistischen Höhenflug, eher bedächtig und bei aller Offenheit für das spontane Phantasiespiel geradezu penibel gründlich, um ein alternatives Konzept von Unterricht – entwickelt aus der Alltäglichkeit durchschnittlicher öffentlicher Schulen von heute, dazu bestimmt, in diesen Alltag zurückzuwirken, und dargestellt als schlichter Bericht über modellhafte Situationen.

Das Wort „alternativ“ braucht nicht zu schrecken. Hier wird nicht das Unterste zuoberst gekehrt, überwuchert nicht Wildwuchs die geordneten Beete pädagogischer Gärtnerei. Dem Anspruch des Leistungsmüssens wird nicht ausgewichen, die Mühsal des Lernens nicht übersprungen. Was in diesen Büchern geschieht, ließe sich umschreiben als die Einführung einer zusätzlichen Dimension in den Schulalltag. Doch das hieße die Dinge mit gewohnter Perspektive auf den Kopf stellen. Denn was da als „zusätzliche Dimension“ eingeführt wird, gehört so elementar und eigentlich selbstverständlich dazu, daß es höchste Zeit wird, sich zu wundern, daß wir ihre willkürliche und letztlich menschenfeindliche Verbannung aus den Schulstuben so lange für vollkommen normal halten konnten.

„In der Schule leben, in der Schule lernen“ lautet der Untertitel des Bandes über das zweite Schuljahr, und hier liegt der Angelpunkt. Lernen ist eine Funktion des Lebens und läßt sich vom Leben nicht ablösen als eine besondere, rein zweckgerichtete Verhaltensweise, für die die übrige Persönlichkeit vorübergehend gleichsam ausgeschaltet wird. Erfährt das Kind die Schule als einen Ort, an dem ein Teil seines Selbst als Störfaktor unerwünscht ist und ausgeblendet werden muß, seine Gefühle nicht wichtig genommen werden und deswegen nicht gezeigt, ja nicht einmal gefühlt werden dürfen, seine Bedürfnisse, Wünsche und spontanen Regungen nicht zählen, so lernt und übt es jene innere Spaltung und Selbstentfremdung, die uns als Erwachsene dazu bringt, perfekt zu funktionieren, aber gar nicht mehr wahrzunehmen, daß wir uns als handelnde und leidende, fühlende und denkende Subjekte kaum erleben.

Lernen, ich zu sagen und du und wir

Das heißt sich wieder darauf besinnen, daß der wichtigste Lehrmeister die eigene Erfahrung ist, um die man das Kind nicht betrügen darf, auch wenn das zeitraubende scheinbare Umwege kostet; daß aus der gesunden Neugier und den spontanen Interessen des Kindes Fragen erwachsen, die zu forschendem Lernen führen und ergiebiger sein können als eine vorgeplante Unterrichtseinheit; daß

Wissen und Handeln nicht auseinandergerissen werden dürfen und selbst Ratlosigkeit im Kampf mit einem Problem fruchtbarer ist als die vorschnelle, nicht wirklich begriffene Lehrbuchantwort – Einsichten, die uns, von Freinet bis Wagenschein, schon oft gepredigt worden sind, aber offenbar noch lange nicht oft genug.

Aber es heißt doch auch noch wesentlich mehr. Denn es geht nicht darum, die Welt und ihre Gegenstände sich anzueignen. Für Ute Andresen ist die Schule vor allem auch ein Ort der Selbstentdeckung und des inneren Wachstums, ein Ort, an dem ihre Kinder ihre Identität erproben und entfalten, an dem sie lernen, die eigenen Bedürfnisse und Wünsche von denen der anderen zu unterscheiden und beides zu respektieren, ein Ort, an denen sie „lernen, ich zu sagen und du und wir“. Da sind dann Gespräche möglich über Zärtlichkeit und geheime Wünsche, über die unterschiedlichen Wohnverhältnisse zu Hause, über elterliche Verbote oder über die aktuellen Schwierigkeiten eines Kindes, dessen Vater und Mutter vor der Trennung stehen – Gelegenheiten nicht nur zu erfahren, daß die eigenen Gefühle sehr wichtig sind und ernst genommen werden, sondern auch zu lernen, daß Menschen, die verschieden leben, die gleiche Würde haben und daß man sein eigenes im Guten wie im Schlimmen nicht krampfhaft voreinander zu verstecken braucht. Ein gewisses Maß an Partizipation der Eltern ist dabei Voraussetzung, aber auch möglich, und nicht zuletzt für die Eltern selber ein Gewinn.

„Kleidung“ lautet eines der Themen aus dem „Zweiten Schuljahr“. Kleidung hat einen Zweck: sie schützt und wärmt. Aber wir wollen uns in ihr auch ausdrücken. „Zieht doch bitte, wenn ihr das dürft, morgen eure Lieblingskleidung an“, fordert die Lehrerin die Klasse auf. „Wenn es damit zu kalt ist, könnt ihr euch hier umziehen.“ Was sich aus dieser Aufforderung entwickelt, bringt auch all das zutage, was an Sach- und Sprachinformation zum Thema Kleidung erwartet werden kann. Aber es wird zugleich ein Fest der Selbstdarstellung, bei dem die Kinder, ihre Vorlieben begründend, viel über sich und einander lernen, Wünsche deutlicher fühlen, Wahrnehmungen differenzieren, Mut zu sich selber entwickeln. Die Überlegungen und Phantasien der Kinder werden aufgezeichnet und kommen in die Mappe mit „Geschichten über uns“ – neben dem „Ich-Heft“ ein wichtiges Medium, das Selbst des Kindes zu stärken.

Eine Unterrichtseinheit gilt den Augen. Natürlich geht es da auch um anatomisches Wissen. Und um Sprache: um die vielen Wörter zum Beispiel, die den einfachen Vorgang des Sehens so vielfältig charakterisieren. Aber es geht auch um Dinge wie die soziale Erfahrung des Blickkontaktes. Die Augenfarbe möglichst vieler Kinder soll bestimmt werden. „Alle gehen herum, sehen einander in die Augen, besprechen sich. Vielleicht ist dies wichtiger noch als das eigentliche Lernziel, dieses freundliche gegenseitige Interesse, die wechselnde Nähe, die Arbeit aller mit allen. Da wird Grammatik mit Wirklichkeit und Wärme gefüllt.“ Solche Erfahrungen wachsen immer wieder aus den Sachthemen hervor, wenn man bereit ist, ihnen Raum zu lassen. Aber auch das Umgekehrte geschieht – zur Beruhigung derer, die nach dem „Lernerfolg“ fragen: „Mir graut auf einmal davor, wie mir zu jedem Spaß noch eine Schulaufgabe einfällt.“ Zum Lernerfolg noch dies: ihre Aufsätze beurteilen die Kinder untereinander, und durch die wechselseitige Kritik werden ihre Geschichten, so berichtet Ute Andresen, „schlagartig besser, denn die Kinder sind die kompetentesten Hörer“.

Vom Ernstnehmen der Gefühle

Was sind die Prinzipien ihrer Arbeit? Im Gespräch erläutert Ute Andresen ihre Intentionen: „Schule sollte ein Ort sein, wo man Hilfe findet, das zu lernen, was die Psychologen Realitätsbewältigung nennen. Tatsächlich ist sie oft ein Ort der Realitätsverleugnung. Damit meine ich zunächst einmal, daß man von Lehrern erwartet, daß sie mithelfen, der Schulverwaltung und allen die Schule von außen prägenden Instanzen die Erkenntnis zu ersparen, daß es so, wie man sich das von außen vorstellt, nicht geht. Wenn die Kinder ihre Gefühle, die guten oder schlimmen, in einem so wichtigen Teil des Lebens, wie es die Schule ist, nicht äußern dürfen, dann zwingt sie, diese Gefühle zu verleugnen und zu verdrängen. Mit der inneren Aufspaltung: wenn ich in die Schule gehe, muß ich ein anderer sein als der, der ich draußen bin, fängt die Entfremdung an.“

Das kann auch in Fragen der Disziplin äußerst wichtig werden. Ute Andresen erzählt ein Beispiel: „Neulich hat einer meiner Schüler einem anderen ein Bein gestellt, und der schlug auf dem Gang der Länge nach hin. ‚Warum hast du das getan?‘ fragte ich den Übeltäter. Als er nicht antwortete, fragte ich: ‚Macht dir das Spaß, wenn da einer kommt, und du streckst das Bein aus, und der fällt hin?‘ Da hat er mit kleiner Stimme gesagt: ‚Ein bißchen‘, und ich habe zu ihm gesagt: ‚Ich kann mir vorstellen, daß das toll ist für dich, aber für den, der hinfällt, ist das gräßlich, und du mußt lernen, das nicht zu tun, obwohl du es gerne möchtest.‘ Dieses Kind lernt, Rücksicht zu nehmen ohne Selbstverleugnung, ohne die eigenen Wünsche verleugnen zu müssen, auch die nicht, die es dann letzten Endes beherrschen lernen soll und die es nur beherrschen kann, wenn es sie wahrnehmen und akzeptieren darf. Und ich meine, die Freiheit, die dieses Kind hat, offen zuzugeben, daß es Spaß macht, jemand hinsegeln zu lassen, ist das Ergebnis der immer wiederholten Erfahrung, daß für mich die wirklichen Gefühle jedes Kindes unbedingt zählen.“

Angst bis zum Totstellreflex

Weil Schule bei der Realitätsbewältigung helfen soll, kritisiert Ute Andresen entschieden die übliche Form der Notengebung. „Ich meine, daß es wichtig ist und auch von den Kindern gewünscht wird, daß Leistungen bewertet werden, aber auf eine Weise, die die tatsächlichen Anstrengungen und den Fortschritt des einzelnen Kindes berücksichtigt und ihm mitteilt, wie weit es noch vom Lernziel entfernt ist. Wenn einer etwas nicht kann, was er nur durch eigene Anstrengung lernen kann, hilft es ihm nicht, ihm die Wirklichkeit mit halbem Lob zu verschleiern. Der erste Schritt muß sein, dem Kind realisieren zu helfen, daß es dabei auf niemand anders ankommt als auf es selbst. Eine solche Konfrontation mit einer oft geradezu vernichtend erlebten Realität verlangt vom Kind so viel Kraft, daß ich es nicht gleichzeitig mit dem Konkurrenzdruck und der Fortgangsnotenarithmetik ängstigen darf. Unser Notensystem hat verheerende Wirkungen auf die Leistungsfreude und damit Leistungsfähigkeit; es erzeugt Angst bis zum Totstellreflex.“ Das ist lange bekannt; warum hält man trotzdem an diesem Notensystem fest? „Wenn man zielreichendes Lernen zu organisieren versucht, d.h. ein Lernen, das davon ausgeht, daß jedes Kind das für das Schuljahr gesetzte Unterrichtsziel erreichen sollte und wahrscheinlich auch kann, dann stellt man fest: für den Lehrer ist das viel schwieriger als Noten geben. Und was das Schlimmste ist: der Schwarze Peter dafür, daß ein Kind etwas nicht kann, bleibt beim Lehrer. Das ist oft niederdrückend, weil er andererseits nicht alle Bedingungen für den Lernerfolg auch selber in der Hand hat.“

Soll das heißen, daß die Noten nötig sind zur psychologischen Entlastung der Lehrer? – „Ja, und das gilt gerade für die schlechten Noten. Manchmal habe ich den Verdacht, daß es eine der wichtigsten gesellschaftlichen Aufgaben von Schule ist, schlechte Schüler namhaft zu machen, damit man weiß, wer später die schlecht angesehene und schlecht bezahlte Arbeit macht.“ Die Unterrichtsbeispiele in Ute Andresens Buch sind keine Modelle, die man einfach als Technik benutzen und imitieren kann. Es sind Ermutigungen zu einem kreativen, engagierten Unterricht. Und wie das Echo zeigt, wirken sie auf viele Lehrer, die in ähnlicher Richtung suchen, aufmunternd und anspornend. Ein solches Lernen, bei dem das Selbst des Kindes im Mittelpunkt steht, verlangt vom Lehrer freilich den Einsatz der ganzen Person. Was ich liebe, was ich hasse; wer steht mir nah, wer steht mir fern – auch dies eine Übung zur Selbstdefinition innerhalb der Gruppe der Klasse, und wenigstens sich selbst gegenüber muß da auch der Lehrer vollkommen ehrlich sein. In Klebebildern wird festgehalten, wie nah oder fern von sich selbst jedes Kind all die andern empfindet, und nach ein paar Monaten ist zu sehen, was sich da inzwischen geändert hat. Der Gedanke, die gleiche Übung daheim für sich selber zu machen, erschreckt die Lehrerin. „Mir fehlt wohl der Mut, noch deutlicher, als ich es schon weiß, sehen zu müssen, daß manche von Haus aus benachteiligte Kinder mir trotz aller Mühe, die ich mir mit ihnen gebe, nicht so nahestehen wie die sonnigen, offenen, denen viele Herzen zufliegen. Das scharf zu sehen und nicht zu wissen, wie ich es ändern kann, ist schwer zu ertragen. Aber vielleicht finde ich einen Weg, wenn ich es wage, der Wirklichkeit ins Auge zu sehen.“

Muß man so hohen Anspruch an sich stellen? Von der Wachheit und Sensibilität, die aus solchen Reflexionen spricht, ist in den Ausbildungsplänen und den Prüfungsordnungen nicht die Rede.

Quelle: www.atelier-fuer-unterricht.de → Ute Andresen → ZUR PERSON